

(Nachdruck verboten.)

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Kann eine Frau auf Scheidung klagen wegen Untreue ihres Mannes?“

„In gewissen Fällen, die aber allerdings nicht vorliegen.“

„Und wenn er seine Frau wegen Ehebruchs verurteilen läßt, darf sie ihren Liebhaber heiraten?“

„Je nachdem.“

„Je nachdem im Urteil seine Mitschuld festgestellt worden ist oder nicht. Du siehst, daß ich unterrichtet bin. Seit wir uns lieben, habe ich diejenigen, die mir Auskunft geben konnten, befragt. Sei überzeugt, wenn mein Mann meine Untreue feststellen ließe, so würde er dafür sorgen, auch Deine Mitschuld zu beweisen, um unsere Verheiratung zu hindern. Andererseits wird er niemals mir einen Grund zur Scheidung liefern wollen, dann müßte er ja meine Mitschuld herausgeben und auf die dreihunderttausend Franken, die mir mein Onkel Gibourdel einmal hinterlassen wird, verzichten, und das wird dieser Geldmensch niemals thun. Wenn wir flüchteten, so würde er mich einfach mit den Gendarmen hierher zurückbringen lassen. Freilich könnten wir ins Ausland flüchten, aber wovon sollten wir dort leben?“

„Folglich?“

„Folglich müssen wir suchen, wie wir uns helfen können. Die Gefahr droht uns, aber es ist noch nicht bewiesen, daß wir ihr nicht entkommen können. Wir müssen jenes Verschlusssystem studieren und sehen, ob es keine Mittel giebt, es umgehen zu können. Du bist doch überzeugt, daß ich Dich liebe, nicht wahr?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Ich meinerseits kann gewiß sein, daß Du zu allem bereit bist, damit wir nicht getrennt werden?“

„Zu allem!“

„Das ist das wesentliche,“ fuhr sie fort, „das übrige muß mit Geduld hingenommen werden. Nicht wahr, nächste Woche hat Herr Courteheuse eine Versteigerung in Sotteville vor, die mehrere Tage dauern und zu welcher er wie gewöhnlich Herrn Fauchon mitnehmen wird?“

„Ja, Mittwoch.“

„Nun wohl, Mittwoch werden wir einige Augenblicke zur Mittagsstunde haben, und wir werden nach reiflicher Ueberlegung entscheiden, was das Beste für uns sein wird.“

VI.

Es war keine Uebertreibung von Madame Courteheuse, wenn sie sagte, daß sie nur wegen ihrer Mitschuld und wegen der noch zu erhoffenden Erbschaft geheiratet worden sei.

Vater Rotin, entschlossen, sein Notariat zu verkaufen, hatte angefangen, einen Nachfolger zu suchen, der nicht zu sehr von seiner Weise, das Amt auszuüben, abwich. Seine Klienten bildeten gewissermaßen seine Familie; welche Beruhigung für ihn, zu denselben sagen zu können: „Ich vertraue Sie meinem Nachfolger an.“ An alle Kollegen richtete er dieselbe Bitte: „Suchen Sie mir doch einen ehrlichen Jungen, der mich ersehen kann; ich werde in meinen Forderungen nicht übertrieben sein; daß er mir sittliche Gewähr biete, das ist alles, was ich will; wenn er nichts hat, so werde ich ihn verheiraten.“

Gerade zu jener Zeit stand er wegen einer Versteigerung mit dem ersten Sekretär eines der guten Notariate von Rouen in Verbindung, einem Herrn Courteheuse; die Leichtigkeit und Eleganz seiner Schriftstücke gefielen ihm. Seit mehreren Jahren bereits kannte er ihn als einen intelligenten, fleißigen Jungen, dessen notarielle Fähigkeiten Eindruck auf ihn gemacht hatten. Er machte ihm gelegentlich darüber Komplimente und drückte ihm gleichzeitig sein Erstaunen und sein Bedauern darüber aus, daß er noch nicht als selbständiger Notar etabliert sei.

„Keinen Sou, mein lieber Herr Notar, Sohn armer Bauersleute; eine außerordentliche Gelegenheit, die sich bis jetzt nicht geboten hat, müßte kommen, damit ich mich selbständig machen könnte.“

„Und wenn sie sich böte?“

„Ja dann!“

„Was würden Sie über das Bureau von Diffel sagen?“

Was er über das Notariat von Diffel sagen würde? Er hatte nicht sogleich geantwortet, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen, denn gerade Diffel war durch seine Nachbarschaft mit Rouen, wo er bekannt und geschätzt wurde, das Beste, was er sich im ganzen Bezirk wünschen konnte. Was könnte nicht ein intelligenter Notar aus Diffel heraus schlagen, wenn er nicht bloß auf diesen Kanton, sondern auch auf Rouen und Elbeuf seine Kundschaft ausdehnte! In einigen Jahren würde er den Ertrag des Bureaus verdreifacht haben!

„Und wie soll ich Diffel bezahlen?“ antwortete er.

„Ich würde billig verkaufen.“

„Was für den Einen billig ist, ist für den Anderen theuer.“

„Und wenn ich Ihnen nun eine Frau fände, die Ihnen soviel mitbrächte, daß Sie Ihr Bureau bezahlen können und sogar noch mehr?“

„Wird Sie mich nehmen wollen?“

„Warum nicht?“

„Haben Sie schon eine in Aussicht?“

„Halten Sie mich für einen Mann, der nur so leicht hin redet?“

In der Normandie antworten nicht nur die Bauern in Frageform. In einer Buchdruckerei, welche normännische Zwiagesprache zu setzen hätte, müßte man das Fach der Fragezeichen vergrößern.

Courteheuse hatte zwar bereits das dreißigste Lebensjahr überschritten, aber doch nie ans Heiraten gedacht und auch nie eine dauernde Liebchaft unterhalten. Wenn er des Sonntags einige freie Stunden hatte, so fand er es albern, dieselben einer Frau zu widmen, welche ihn, wie er sagte, „in Gefühl ertränken“, d. h. auf der Seine spazieren fahren oder in den Wald gehen, Blumen und Erdbeeren pflücken wollte. Lieber brachte er seine Zeit in Gesellschaft einiger Freunde, welche seine Geschmacksrichtung teilten, damit zu endlose Partien Billard zu spielen und üppige Mahle einzunehmen. Der Abend endete dann stets in Gesellschaft von Damen, die weder auf Geist, noch auf Gemüt Anspruch machten.

Seine Frage, ob er einer Frau gefallen könne, war unter diesen Umständen um so gerechtfertigter, als er sich aufrichtigerweise sagen mußte, daß er an körperlichen Vorzügen alles zu wünschen lieb. Er war dick, unterseht, dabei linksch und konnte sich nicht verhehlen, daß ein wohlhabendes Mädchen seinem blonden Haar und dünnen roten Barte wahrscheinlich die schwarzen Locken und das feine Schnurrbartchen eines eleganten Jünglings vorgezogen haben würde.

„Ueberlegen Sie sich meinen doppelten Vorschlag,“ hatte Vater Rotin dann zu ihm gesagt; „wir werden morgen weiter von der Sache reden; guter Rat kommt über Nacht; meine junge Waise hat hundertzwanzigtausend Franken Mitschuld und dreihunderttausend in sicherer Aussicht; ein Onkel, weder Vater noch Mutter!“

Arme Mädchen waren Courteheuse schon öfters angetragen worden, allein er hatte nie eine Frau nehmen wollen, die eine Last für ihn wäre. Eigene Häuslichkeit hatte keinen Reiz für ihn. Sein möbliertes Zimmer und die Mahlzeiten seiner Pension genügten ihm. Etwas ganz anderes war es aber mit diesem Vorschlage Rotins. Die Mitschuld und Erbschaft waren verlockend. Das Notariatsbureau war zwar vorerst nicht viel werth, konnte aber in seinen Händen sehr einträglich werden. Diese Heirat erschien ihm als die erste Staffel zu seinem Emporkommen; wohin konnte sie ihn nicht führen?

Als Bauernkind liebte er leidenschaftlich das Geld; diese Liebe hatte ihn, seit er sein Dörfchen verlassen, durchs ganze Leben geleitet, und nun handelte es sich nicht mehr bloß um Geld, sondern bereits um Reichthum!

Sein Entschluß war am andern Morgen gefaßt. Er ließ sich jedoch nichts anmerken und arbeitete den ganzen Vormittag hindurch, als ob ihm Vater Rotin gar nichts vorge schlagen hätte. Erst nach dem Mittagessen, als sie in einem abgelegenen Gange des Gartens miteinander spazieren gingen, nahmen sie das Gespräch an dem Punkte, wo es abgebrochen

worden war, wieder auf. Und auch da wartete er noch, bis der alte Notar anfang:

„Haben Sie sich die Sache überlegt?“

„Sie wissen, daß ich nichts von den Meinigen zu erwarten habe; glauben Sie, daß mich die Familie des jungen Mädchens annehmen wird?“

Vater Rotin reichte ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Das gefällt mir: ich sehe, daß sie die Lage begriffen haben. Die Familie kann keine großen Ansprüche machen, denn wie ich Ihnen gesagt habe, ist weder Vater noch Mutter da. Die Mutter ist tot, der Vater unbekannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Es ist vielleicht zu bedauern, daß ein Vogel nicht die Entwicklungsgeschichte der lebendigen Natur schreiben kann. Seine Auffassung von der Rangstufe der Wesen wäre entschieden interessant. Würde er schon die geistige Ueberlegenheit des Menschen anerkennen, so würde er doch nicht verfehlen, die Vögel als die Spitze der organischen Entwicklungsreihe hinzustellen. Und er könnte dafür schwerwiegende Gründe anführen. Zunächst würde er darauf hinweisen, daß nach geistiger Befähigung überhaupt organische Gebilde nicht eingeteilt werden können, sonst dürfte die kluge Ziege nicht so nahe neben dem stumpfsinnigen Rind, der geschickte, verständige Elefant nicht so weit hinter der geistig wenig hervorragenden Fledermaus, die dumme Gans so viel vor der regsamem Biene stehen. Da es nun bei der Rangordnung allein auf die feinere Entwicklung des Körperbaues ankommen kann, so sind die Vögel, würde der oben erwähnte Vogel weiter argumentieren, ohne Zweifel diejenigen Tiere, deren Entwicklung auf der höchsten Stufe steht. Denn dadurch, daß sich die Vordergliedmaßen zu wunderbar feinen Flugapparaten entwickelten, eroberten sich die Vögel, aller Zollgrenzen und Gebirge spottend, die Welt; sie gewannen dadurch eine große Lebensfähigkeit und schufen einen internationalen Verkehr, wie er von keinem anderen Wesen so leicht bewerkstelligt wird. Daß die Vögel an die Spitze des Tierreichs zu stellen sind, darauf weist auch die hohe Blutwärme ihres Körpers hin, in der sie weit über allen Säugetieren stehen. Eigenwärme ist eine sehr wichtige Erregungsursache in der Entwicklungsgeschichte der Tiere. Daß die Temperatur von dem niedersten Säugetiere an, der sonstigen Rangordnung entsprechend, steigt, bis sie in den Vögeln den höchsten Grad erreicht, eben das spricht außerordentlich für ihren hohen Rang in der organischen Entwicklung.

Im Ernst würde der naturwissenschaftlich gebildete Vogel mangelnde für die oberste Stellung der Vögel im Tierreich anzuführen haben. Er könnte außerdem an die hohe Bedeutung erinnern, die das Liebespiel, diese für die natürliche Zuchtwahl so wichtige Erscheinung, bei den Vögeln gewonnen hat. In keiner anderen Tierklasse geschieht die Werbung um die Gunft des Weibchens mit soviel Prachtaufwand und Kunstproduktion. Der männliche Vogel führt, um das Gefallen des anderen Geschlechts zu erregen, die seltsamsten Gebärden und die eigenartigsten musikalischen Recitationen auf. Er schmückt sich zur Paarungszeit mit allerhand Zierraten und zieht ein schönes Kleid an. Diese letztere Gewohnheit findet sich allerdings auch bei verschiedenen Tieren anderer Klassen, aber keines von ihnen erreicht doch die Schönheit mancher Vögel, z. B. des Pfauen oder des Argusfasans. Es ist selbstverständlich, daß so eigenartige Schmuckbindungen und Fähigkeiten nur auf den höchsten Stufen der Natur anzutreffen sind. Da sich die Vögel mausern, so findet bei ihnen ein Wechsel des Kleides statt, und es ist klar, daß darin ein Kraftaufwand steckt, wie ihn nur hochstehende Tiere leisten können. Merkwürdig ist, daß die Vögel auch ohne Mauserung ihr Gefieder verändern können, indem, wie neuerlich H. Meertwarth bei brasilianischen Raubvögeln (Zoolog. Jahrbuch Bd. XI S. 65) festgestellt hat, die einzelnen Federn im Laufe der Zeit verschiedene Färbung annehmen können. Die Leichtigkeit, mit der Vögel ihr Gefieder wechseln und sich verändern können, trug wahrscheinlich auch dazu bei, diese Tierklasse in eine sehr große Menge von Arten zu zerpalten, die zwar äußerlich von einander sehr verschieden sind, in der ganzen Körper-Organisation aber einander doch recht nahe stehen. Die Vögel bilden eine Klasse, wie die Säugetiere oder die Reptilien. Sie sind diesen an Artenzahl weit überlegen, aber doch unterscheiden sich die sämtlichen Vögel bedeutend weniger von einander, als etwa der Mensch vom Schnabeltier oder die beiden Reptilien Schildkröte und Schlange von einander verschieden sind. In der Natur ist wenig Ordnungsliebe. Das ist die größte Sorge und der Lebensummer mancher Gelehrten. Diese sterben denn auch nur dann mit Seelenruhe, wenn sie Ordnung in die Natur gebracht haben. Seit ein paar Jahrhunderten hat sich jeder einigermaßen namhafte und mancher unnamhafte Botaniker bemüht, ein Pflanzenystem aufzustellen, das heißt, ein Reglement, wie die Pflanzen in Reize und Glied gebracht werden können. Die Naturordnung ist aber auch heute noch nicht entziffert, und zu der vielen Unordnung ist die Verwirrenheit von Systemen gekommen, die einander widersprechen wie Tag und Nacht. Bei den Vögeln ist nun die Einteilung sehr äußerlich und willkürlich. Da die Säugetiere

in 16 Ordnungen geteilt worden sind, so mußten auch die 12 000 Vogelarten daran glauben, in 15 Ordnungen geteilt zu werden. Worte sind außerordentlich trügerisch, und nun läßt sich mancher verleiten, einer Ordnung der Vögel denselben Wert und Umfang zuzuteilen wie einer Ordnung der Säugetiere.

Bei dem kolossalen Reichtum der Natur möchte es einem fast bange werden vor den Schätzen, die niemand übersehen kann. Zum Glück sind wir aus der Linnéschen Periode der Naturgeschichte heraus, wo es galt, möglichst viel neue Pflanzen- und Tierarten zu entdecken. Die Natur wird niemandem verständlicher, wenn er etwa die 12 000 Arten von Vögeln kennt. Trotzdem ist auch diese Kenntnis nicht ohne weiteres zu verachten. Ohne Zweifel müssen sämtliche auf der Erde vorhandenen Lebewesen mit Namen bezeichnet und beschrieben werden. Und wenn man auch von keinem Naturforscher verlangen kann, daß er sie alle kennt, so ist ihm doch bei vielen Gelegenheiten die von anderen aufgeschriebene Kenntnis von großem Nutzen. Es ist wie mit einem großen Lexikon. Kein Mensch kennt alle die Namen, die es aufführt. Aber ein solches Niesenlexikon kann doch in vielen einzelnen Fällen erwünschte Auskunft geben, die zu irgend einer bedeutsamen Arbeit unentbehrlich ist. Auch in der Naturwissenschaft giebt es solche Niesenwerke, welche die Objekte eines Wissenszweiges in möglichster Vollständigkeit zusammenfassen. Ein solches monumentales Werk sind „die natürlichen Pflanzenfamilien“ die von Engler (dem Direktor des Botanischen Gartens zu Berlin) und dem verstorbenen Prankl inauguriert, seit einer Reihe von Jahren die Arbeitskraft vieler Botaniker in Anspruch nehmen und von denen bereits 177 Lieferungen erschienen sind. Ein ähnliches Werk ist jetzt in England vollendet worden. Es heißt „Catalogue of the Birds in the British Museum“. Es giebt eine Beschreibung sämtlicher Arten von Vögeln. An dem Werke arbeiteten 11 Forscher 25 Jahre lang, einer von ihnen, Sharpe ist der alleinige Verfasser von 11 Bänden und Mitverfasser von 2 weiteren Bänden. Das Werk zählt im ganzen 27 Bände, da jedoch während seiner Vollendung eine Menge neuer Arten entdeckt worden sind, so wird es noch zwei Ergänzungsbände erhalten. 11 548 Arten sind bisher beschrieben, 1000 werden sicher noch dazu kommen. Denn trotzdem in unserer Zeit die Wissenschaft sich in der Hauptsache den mannigfachen Problemen zugewandt hat, so ruhte der Entdeckungs- und Sammelseifer doch keineswegs. Als das Werk in Angriff genommen wurde, zählte die ornithologische Sammlung des British Museum 35 000 Vogelbälge, jetzt hat dieser Palaß der Wissenschaft, der alle Museen der Welt weit überstrahlt, 350 000 Stück aufzuweisen. Schon ein solches Niesenmaterial zu bewältigen, mag keine kleine Mühe gewesen sein. Und wenn man auch dem Gelehrtenfleiß nicht denselben Ruhm zusprechen kann wie dem Genie oder Talent, das neue Gesichtsfelder zeigt, so geht doch ein wunderbar wärmender Hauch aus von solcher zäher Energie und rastloser Arbeit.

Und doch berechtigt all die moralische Fähigkeit und die geistige Ueberlegenheit den Menschen nicht, sich als das oberste und letzte Glied der organischen Entwicklungskette zu betrachten. Die Frage nach der höchsten Entwicklung ist eben ganz und gar eine Sache der Abstammung, welche die Intelligenz oder Moral gar nicht berührt. Es ist sehr wohl denkbar, daß der Mensch einmal ausstirbt, — sei es infolge versiegender Zeugungskraft, sei es, weil er einem winzig kleinen Bacillus nicht gewachsen ist, sei es aus irgend einem anderen Grunde. Zu der seltsamsten Epoche entwickelten sich die Reptilien zu ungeheuren Niesenformen. Man kann sich nicht denken, wie irgend ein Wesen damals sie hätte bekämpfen sollen, und doch verlamen sie. Ihre Zeit war abgelaufen. Ein anderes Schicksal kann man, wenn man in die fernste Zukunft blicken will, dem Menschen auch nicht verkünden. Es handelt sich aber bei der Frage der höchsten Entwicklung auch nicht darum, ob ein Wesen besonders lebensfähig ist oder überhaupt heute noch lebt. Das jetzt ausgestorbene Urypferd früherer Epochen muß selbstverständlich als ein höherer Entwicklungstypus betrachtet werden als der noch heute lebende Regenwurm. Ein Wesen steht danach um so höher, je jünger der Stammbaumzweig ist, von dem es abstammt. Darwin hat in der Lehre von der Entwicklung den Fingerzeig gegeben und die Paläontologie im allgemeinen die Bestätigung dazu geliefert, daß die Lebewesen eine große Familie darstellen, deren Glieder in der Art eines komplizierten Stammbaumes von einander abstammen. Nun ist dieses Stammbaumgeäst freilich noch lange nicht entwirrt. Die größten Äste sind wohl deutlich erkennbar, aber die Verzweigung ist noch sehr mangelhaft bekannt. Daß die Wirbeltiere die oberste Stufe von allen Tieren einnehmen, ist sicher. Aber schon das Verhältnis zweier großer Wirbeltierklassen, der Vögel und der Säugetiere, ist unklar. Im allgemeinen hält man die Säugetiere für die höher rangierenden, das heißt also für die später entstandenen Tiere. Das Hervorbringen lebender Jungen und das Säugen derselben ist ohne Zweifel ein bedeutames Entwicklungsmoment, auf das die Natur möglicherweise erst am spätesten verfallen ist. Allerdings ist nach dem bisherigen Stande der Paläontologie nicht zu entscheiden, welche von beiden Klassen zuerst auf der Erde erschien. Da es nun auch eierlegende Säugetiere giebt, so ist die Rangstufe der beiden Tiergruppen um so weniger zu erkennen. Legt man aber der Eigenschaft, lebendige Junge hervorzu bringen, wirklich eine so hohe Bedeutung bei, so wären die Säugetiere, mit Ausschluß der Beutel- und Cloacentiere, als die obersten Lebewesen zu betrachten.

Die Reihenfolge der Säugetiere selbst ist wiederum in großes

Dunkel gefüllt. Wenn man den Menschen an die Spitze gestellt hat, so liegt das daran, daß man — von abergläubischen Vorstellungen früherer Forscher zu schweigen — der Ausbildung des Gehirns und dem aufrechten Gang großen Wert beilegt. Warum sollen aber diese Eigenschaften dafür sprechen, daß der Mensch die jüngste und oberste Bildung in der Abstammungsreihe bezeichnet? Die höheren Säugetiere sind nach recht gleichmäßigem Typus gebaut. Ihre Verschiedenheiten beruhen wohl mehr auf äußerlichen Anpassungsformen. Die Raubtiere haben kräftige spitze Zähne und gedrungenes Skelett, die Nagetiere haben Ragezähne, die Nüsseltiere lange Nüsselnasen u. s. w. Es ist deshalb nicht leicht zu entscheiden, in welchem Verwandtschaftsverhältnis zu diesen Gruppen sich die Affen und der ihnen nahestehende Mensch befinden. Der Säugetierstamm, von dem der Affe abstammt, könnte z. B. auch der Stammvater der Raubtiere geworden sein, dann würden diese als die jüngste und oberste Entwicklungsstufe angesehen werden müssen. Aber auch wenn man die Affen als letzte Sprößlinge des Säugetierstammes annimmt, so braucht darum der Mensch noch nicht das oberste Glied der Affengruppe zu sein. Es sprechen sogar verschiedene Umstände dagegen. Als sich der erste Menschenaffe in der tertiären Erdperiode entwickelte, indem er aufrecht ging und seine Gehirnfähigkeiten hervorbrachte, wurde er allen Tieren überlegen. Er brauchte keines von ihnen mehr ersichtlich zu fürchten. Dadurch blieb sein Körper auf der tertiären Entwicklungsstufe stehen. Während die anderen Wesen sich stetig weiter entwickelten, um körperlich neue geeignete Formen zu bekommen, brauchte der Mensch nur neue Waffen, neue Geräte zu erfinden, während sein Körper unverändert bleiben konnte. Wenigstens erwarb er sich keine neuen nützlichen Formen, er ließ höchstens alte infolge von Nichtgebrauch verkümmern. Die B. Branco in seinem jüngst erschienenen Werke „Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb“ bemerkt, sind die Kulturvölker im Begriff, allmählich die vier sogenannten Weisheitszähne zu verlieren, während die niederen Völker und die Menschenaffen diese noch besitzen. Daß der Mensch an Schnelligkeit, Gehör, Geruch, Gesicht, überhaupt körperlich, den meisten Säugetieren nachsteht, ist übrigens bekannt genug. Es ist bezeichnend, daß auch die Wärmeregulation des Menschen zwar höher ist als die der Schnabeltiere und Beuteltiere, daß sie aber nur auf derselben Stufe steht wie die der Rager und Insektenfresser, dagegen besitzen die Raubtiere und Fledermäuse eine höhere Eigenwärme als der Mensch. Jedenfalls ist es sehr gewagt, den Menschen als das oberste Glied der organischen Entwicklungsreihe zu betrachten.

Während die Absonderung der Menschenaffen von den übrigen Tieren in der höheren Ausbildung des Gehirns bestand, unterlagen andere Säugetier-Gruppen entschieden viel größeren Körperveränderungen. So erforderte die Gewöhnung der Flossenfüßer und Fischsäugetiere an das Wasser eine Anpassung, die eine sehr durchgreifende Körperumformung zur Folge hatte. Die Gliedmaßen wurden in Flossen umgewandelt, zum Schutze vor dem Wasser besaßen die Augen eine Nidhaut und die Nasenöffnungen wurden verschließbar. Die Veränderung ging bis ins Einzelne. W. Kündenthal hat vor einiger Zeit Untersuchungen angestellt an Sirenen, die zu den Fischsäugetieren gehören. Die Sirenen haben im Wasser ihr Haarleid ganz verloren, ihre Oberhaut liegt der Lederhaut nicht glatt auf, sondern sie ist mit ihr, wegen der größeren Reibung im Wasser, durch besondere Höckerchen verbunden. Es fehlen die Schweißdrüsen, und auch die Talgdrüsen sind nur noch bei Embryonen vorhanden. Das Schwierigste für die an das Wasser angepassten Säugetiere war aber wohl das lange Tauchen ohne Luft zu atmen. Denn da diese Tiere von Fischen und anderen Wassertieren leben und um diesen nachzujagen, gezwungen waren, sehr lange unter Wasser zu verweilen, so mußten sie sich an ein langes Tauchen gewöhnen. Die Folhet und Sellier in Vordeau in dem „Compte rendu“ der Zoologischen Gesellschaft in Arcachon in den Jahren 1896/97 mitteilten, vermag ein Seehund deshalb so lange unter Wasser zu bleiben, weil er in seiner Lunge und in seinem Blute eine bedeutend größere Menge von Sauerstoff aufnehmen kann als ein Land-Säugetier von derselben Größe. Es gingen mit diesen Tieren also nicht nur äußerliche Veränderungen vor, sondern auch ihre physiologischen Funktionen erfuhren eine eigenartige Entwicklung. Auch einem solchen Tiere könnte man es daher nicht übelnehmen, wenn es sich ebenfalls als das Centrum der Welt betrachtete und sich für das oberste und höchste Naturgebilde halten würde. Nach ihm würde alsdann die Zukunft der Säugetiere auf dem Wasser liegen. Das läßt sich doch hören. Es deckt sich am Ende noch gar mit dem nationalen Standpunkt. —

Kleines Heuiletou.

— **Säugetiere in Japan.** In einem Aufsatz A. Tissandiers, den der „Deutsche Tierfreund“ wiedergibt, lesen wir: Die Japaner haben nur sehr wenig Säugetiere, und diejenigen unter ihnen, die gegenwärtig erfolgreich den Europäern in der Viehzucht nachzueifern, bilden eine sehr kleine Ausnahme. Da sie ihrer Gewohnheit gemäß keine Milch trinken, halten sie keine Kühe. Ihre Hauptnahrung besteht aus Reis oder Hirse, vermengt mit einigen Stückchen Fisch, und aus etwas Gemüse. Früher war den Japanern als eifrigen Anhängern des Buddhismus der Genuß des Fleisches der Säugetiere verboten, wie den Indern. Gegenwärtig werden

die alten Vorschriften nicht mehr so genau befolgt, und bisweilen entschließen sich Japaner dazu, Rindfleisch zu essen. Das Schwein ist ihnen als Haustier gänzlich unbekannt. Pferde werden nur selten als Zugtiere benutzt, abgesehen von denen, die man bei festlichen Gelegenheiten in Tokio vor den Karossen des Kaisers und Hofstaates bemerkt. In Yokohama bedienen sich ihrer bisweilen reiche Europäer. Im allgemeinen werden die kleinen zweiräderigen öffentlichen Wägelchen, gleichsam eine Art von Fahrstühlen, Jiritzicha genannt, von Menschen gezogen. Man kam sich einen Begriff von dem allgemeinen Gebrauch, in dem sie in Japan stehen, machen, wenn man hört, daß allein in Tokio, der Hauptstadt des Reiches, ihre Zahl auf fast 40 000 geschätzt wird. Für schwere Wagen zum Transport und in der Landwirtschaft verwenden die Japaner Büffel, bisweilen allerdings auch Pferde. Da sie sehr gut mit ihren Tieren umgehen und sie stets mit größter Milde behandeln, tragen sie immer Sorge, die Hufe ihrer Zugbüffel mit einer Art aus Reisstroh geflochtenen Sandalen zu versehen. Auch die Pferde bekommen ganz ähnliche. Maultiere sind in Japan sehr selten, und auch der Hund ist hier lange nicht so verbreitet, wie bei uns. Hofhunde kennt man gar nicht, aber Schoß- und Familienhunde werden vielfach gehalten. Die Katze wird meist vorgezogen, und namentlich in der Provinz Gizen und in ihrer Hauptstadt Nagasaki kann man sie in Menge sehen. Aber gerade hier haben die Einwohner die seltsame Sitte, den Katzen sofort nach der Geburt die Schwänze so kurz wie nur möglich abzuschneiden. Es scheint die abergläubische Ansicht zu herrschen, daß langschwänzige Katzen Unglück brächten. —

— **Ueber den Handel in Schildpatt,** namentlich in England, giebt ein Artikel der „Nature“ Auskunft. Man teilt dort das Schildpatt in folgende geographische Klassen: 1. West-Indien; 2. Zanzibar und Bombay; 3. Mauritius und Seychellen; 4. Singapur und Malakka; 5. Sindh und Bidsi, und 6. Ceylon. Der Güte nach unterscheidet man die größten Schildplattarten, die den meisten Wert besitzen, als „shell“; die dünneren, in der Farbe meist einfarbig gelblichen Bauchplatten als „yellow belly“ und die meist scharf gebogenen Platten, die die Ober- mit der Unterseite verbinden, als „hoof“. Im Jahre 1870 betrug die Einfuhr von Schildpatt nach England 49332 Pfund im Werte von 32503 Pfd. Sterl. 1898 wurden 76760 Pfund in London zum Verkauf gestellt, wobei ausgewählte Sansibar- und Bombaystücke mit 67 1/2 bis 112 1/2 Schilling für das Pfund bezahlt wurden, während im Jahre 1878 der höchste erzielte Preis nur 80 Schilling für das Pfund betrug. Auch nach Frankreich wird sehr viel Schildpatt eingeführt. Der Durchschnitt betrug in den Jahren 1866 bis 1876 jährlich 42306 Kilogramm im Werte von über zwei Millionen Franken. Dann wird auch in China und Japan sowie in Amerika sehr viel Schildpatt verbraucht. Die Zahl der Schildkröten, die jährlich getötet werden, muß eine sehr hohe sein, doch ist vor der Hand keine Gefahr vorhanden, daß sie ausgerottet werden könnten, da die Tiere ungemein fruchtbar sind. — („Globe.“)

kg. **Ueber die Tätowierung zu Heilzwecken in Aegypten** macht Fouquet in den „Archives d'anthropologie criminelle“ interessante Mitteilungen. Er fand an dem Körper einer 1891 aus einem der 11. Dynastie angehörigen Grabe zu Theben gehobenen weiblichen Mumie oberhalb und unterhalb des Nabels Zeichnungen in weißer und blauer Farbe, die er für Narben hielt. Die blauen Striche waren, wie er glaubte, dadurch entstanden, daß in die frisch gestichelungen eine farbige Masse eingerieben worden war, die dann mit eingeeilt war. Seiner Ansicht nach handelte es sich hier nicht um eine Tätowierung, die als Schmutz dienen sollte, sondern um die Reste eines chirurgischen Eingriffs. Thatsächlich werden heute noch in Aegypten Tätowierungen zu Heilzwecken ausgeübt. Man wendet sie gegen Migräne und andere Krankheiten an, und es giebt sogar in Aegypten eine Klasse von Frauen — Halab oder Ghagariat genannt — die sich besonders für diesen Beruf ausbilden. —

Theater.

Im Deutschen Theater wurde am Sonntagabend das neueste Schauspiel von Max Dreher, „Hans“, gegeben. Das Publikum war in beifallsfroher Stimmung; es war ein starker Erfolg.

Solche Erfolge werden durch eine gewisse Bereitwilligkeit, auf Kompromisse einzugehen, eher gewonnen, als durch volle Treue gegen sich selber. Es sei denn, man trage die leidenschaftlich zwingende Kraft und Größe in sich. Die machtvolle künstlerische Person ist Max Dreher nicht; also macht er sich auf bescheidenere Höhen heimisch. Von dort aus beleuchtet sein Können einen kleineren, lieblich landschaftlichen Ausschnitt. Ueber diesen Ausschnitt hin fliegen für ein Weilschen dunkle, zerzauste Wolken, aber schon sieht man in ihren Zwischenräumen den heiter blauen Himmel hervorgucken. Der heitere Zauber zum Schluß ist allerdings mehr der Willkür und dem verehrungswürdigen Publikum zuliebe, als der poetischen Notwendigkeit zu danken. Er ist Kompromiß-Kunst.

Ein Gutes hat diese Kunst, wenngleich sie nicht zur Größe führen kann: Sie verfeinert und adelt das Bühnen-Tagewerk. Was im Hans dargestellt wird, könnte auch im Vulgärsitz eines Blumen-thal erzählt werden. Aber über dem wohlfeilen Wit stehen die ungleich köstlicheren heimlichen Humore, mit denen ein umerlich lächelnder Poet seinen Leuten ins Gesicht leuchtet. Das erwarnt und schafft das fröhliche Behagen bei Dreher, so lange der Poet in ihm das

Wort führt und nicht die geschickte theatralische Konvention allein vorherrscht.

Zwei Frauengeschichte sind in Drehers Komödie ineinander verschlungen. Der dichterische Reiz ergibt sich aus den feinen Kontrasten. Auf der einen Seite ein junges Mädchen voll Witz und Verstand, tapfer wie ein mutiger Junge; aber noch befinden sich ihre vollen weiblichen Empfindungen wie in verpuppten Zustände; auf der anderen Seite das aufgeblühte Weib, das die seligen Jugendthorheiten mit tiefer Bitternis bezahlen mußte. Sie hatte im blinden „Liebesvertrauen gefehlt“ und man warf der „Schuldigen“ Steine auf den rauhen Weg. Bei ihrer Freundin, die ihrer herb resoluten Art wegen „Hans“ genannt wird, gewinnt Anna Berndt neuen Lebensmut; dem neue Liebe zum Vater von Hans, einem Menschen von herzlicher und rüstiger Männlichkeit, kehrt bei ihr ein. Hans indessen hat noch die Brutalität der jungen Menschen, die selber nichts an sich erfahren haben und darum so unzulänglich sind. Ihr ist die gefallene Freundin wildfremd; für ihren Vater zu schlecht. Es läßt zu bitteren Konflikten, wartete nicht ein Männlein hinter den Coulissen, der dem Hänschen nicht den Kopf, aber das Herz zurechtsticht und ihr das Lieben beibringt. Damit kehrt der Sonnenschein wieder, und Anna Berndt darf Hänschens Vater freien.

Trefflich stand diesmal die Gesamtdarstellung für den Autor ein. Allen voran Frau Dumont, die den Scharfmann, wie den Vorwieg, die Geradheit, wie die Erregung von Hans geistvoll und klar herausbrachte. Eine köstliche Episode voll von humorlos erquicklichem Humor schuf Hans Fischer in der Gestalt eines gemütlichen Alten mit seinen Altersschwächen.

Zur Komödie „Hans“ wurde ein Einakter „Mutterherz“ von Stefan Vacano, einem jungen Schützling Otto Brahm's, gegeben. Das „Mutterherz“ will eine Satire auf die Wienerisch-düffelige Verherrlichung von der „Mutter-„Lad“ sein. Mag die wienerische Volkstänzer-Sentimentalität läppisch sein, die wienerische Satire Vacano's ist es noch mehr, und mit Fug wurde sie niedergedrückt. —

Aus dem Tierleben.

on. Die Ernährung der Fische in den hochgelegenen Alpenseen. Ein Naturfreund aus Kärnten richtet an die „Allgemeine Fischerei-Zeitung“ eine erwähnenswerte Mitteilung. In der Kreuz-Gruppe der Kärntner Alpen liegt etwa 8000 Fuß über dem Meere in der Zone des ewigen Schnees ein kleinerer Alpensee, der Glanzsee, der von Greifenburg aus für Touristen nicht schwer zu erreichen ist. Nach den Aufzeichnungen des Fremdenbuches im Schutzhause auf dem Kreuz finden sich verschiedene Erwähnungen erfolgreicher Fischzüge in dem Alpensee. Unser Gewährsman erholte selbst einmal einem solchen Fischzuge bei, der eine stattliche Anzahl von Saiblingen (*Salmo salvelinus*) zu Tage förderte, die die Größe von Portionsfischen in norddeutschem Sinne hatten. Nach der Mitteilung des Fremdenbuches wurden aber schon viel größere Exemplare gefangen. Es wird die Frage aufgeworfen, ob diese Fische bzw. deren Vorkommen in den Hochsee früher, vielleicht schon vor unendlichen Zeiten eingeseht wurden, denn der Glanzsee soll schon seit jeher Fische besessen haben. Ferner ist es merkwürdig, wie die Fische in jenen Regionen zu leben vermögen, da die Entwicklung von solchen Tieren, die den Fischen zur Nahrung dienen, mit abnehmender Temperatur des Wassers stark abzunehmen pflegt. Die Temperatur des Wassers erreicht selbst im Hochsommer nicht mehr als 7 Grad. Dr. Hofer in München, der Leiter der genannten Fachzeitschrift, weiß die Frage nach der Ernährung der Fische, in den hochgelegenen Alpenseen, die übrigens schon Linné mit Bezug auf die kalten Seen Lapplands beschäftigt hatte, zu beantworten. Es sind in neuerer Zeit viele Seen der Schneeregion durchforscht worden, und dabei hat sich ergeben, daß die darin lebende Tierwelt selbst in der Höhe von 2300 bis 2600 Metern noch verhältnismäßig reich ist. Schon ältere Forscher hatten in solchen Hochseen 75 verschiedene Arten von Tieren anzuzählen können, darunter zahlreiche Urtierchen (Wurzeltierchen, Geißeltiere und Infusorien), Nädertiere, Würmer, kleine Krebstiere aus den Familien der Daphniden und Cyclopiden, Wassermilben, Insektenlarven, Käfer, zwei Schneckenarten und einige Fische, darunter besonders Forellen und Saiblinge. Zscholle hat durch seine im vorigen Jahre in Basel veröffentlichten Forschungen den Reichtum dieser Fauna auf 127 Tierarten vermehrt. Allerdings nimmt die Mannigfaltigkeit des Lebens in den Alpenseen mit der Höhenlage mehr und mehr ab, kann aber bei 2400 Meter noch recht bedeutend sein; deshalb kann man sich auch über das Fischleben im Kärntner Glanzsee nicht sonderlich wundern. Zscholle schreibt z. B., daß er in dem Wasserbecken beim Hospiz auf dem großen St. Bernhard, das durchschnittlich 206 Tage im Jahre zugefroren ist, in einer Höhe von 2445 Metern über dem Meere den kleinen Süßwasserkrebs *Cyclops strenuus*, der in unseren Flachlandseen überall verbreitet ist, in geradezu ungeheurer Masse schwimmend angetroffen habe. Die Saiblinge in den hochgelegenen Alpenseen ernähren sich zweifellos von diesen kleinen Lebewesen, obgleich sie sonst ausgesprochene Raubfische sind. Aber schon im Königssee, wie in anderen Seen der Boralpen, wo sie nicht mehr ganz genug von ihresgleichen zum Fressen finden, begnügen sie sich mit derartigen Nahrung und bleiben infolge dessen allerdings in ihrem Wachstum ebensoweit zurück wie in den Seen der Schneeregion. Im Königssee erreichen die Saiblinge, die sich von den kleinen im Wasser

treibenden Organismen ernähren, durchschnittlich nur ein Gewicht von 1/5 Pfund und haben daher auch den Namen „Kümmerer“ erhalten, während die mit ihnen zusammen lebenden sogenannten Wildfangsaiblinge, die von anderen Fischen leben, bis zu 12 Pfund schwer werden. —

Humoristisches.

— Theorie und Praxis. Ella: „Du, Rosa, Dir hab' ich gestern Mittag in'n Chambre separés sehen sehen. Wer war denn Dein Kabalier?“

Rosa: „Ein konservativer Reichstags-Abgeordneter.“

Ella: „Na, wie war's denn?“

Rosa: „Niesig fidel! Wir waren zusammen bis sechs Uhr, wo er in die Kommissionsfigung mußte, um für die lex Heinge zu stimmen.“ —

— Ein Temperenzler. A. (im Wirtshaus): „Ihr Wohl, Herr Nachbar!“

B.: „Prost. Aber sagen Sie mal, Herr Nachbar, was bedeutet der große Knoten da in Ihrem Taschentuch?“

A.: „Ach so! hm! Der soll mich daran erinnern, daß ich das Trinken feierlich abgeschworen habe.“

B.: „Aber Sie haben doch in dieser Minute getrunken?“

A.: „Ja, sehen Sie, das ist eben das Schlimme, daß ich den Knoten immer erst sehe, wenn ich mir nach dem Trunke den Mund wische.“ —

— Bei der Untersuchung. Arzt: „Wir werden vor allem für Gewichtszunahme sorgen müssen; wie schwer ist wohl Ihr Fräulein Tochter, Herr Kommerzienrat?“
„200 000 Mark kriegt sie mit!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Max Drehers neues Drama „Hans“ ist im Verlage von Georg Heinrich Meyer in Leipzig in Buchform erschienen. In demselben Verlage wird im Laufe dieses Monats auch ein Gesichtsdenkbuch Max Drehers „Lautes und Leises“ betitelt, mit reichem Buchschmuck von Franz Eppich zur Ausgabe gelangen. —

— Ludwig Fuldas Lustspiel „Jugendfreunde“, das seine Premiere am 30. Oktober 1897 am Deutschen Theater erlebte, ist jetzt bereits an 300 Bühnen dem Spielplan einverleibt. —

— Der Komponist Perosi arbeitet gegenwärtig an seinem fünften Oratorium „Weihnachten.“ —

— Durch einen Nachspruch des Kaisers soll die Konkurrenz für das Berliner Richard Wagner-Denkmal auf sieben Bildhauer beschränkt bleiben. Demgegenüber hat, wie das „V. Z.“ erfährt, die Bildhauervereinigung des Vereins Berliner Künstler dem Denkmal-Komitee folgenden Vorschlag unterbreitet: „Das Komitee möge allerdings an der engeren Konkurrenz, dem kaiserlichen Wunsche gemäß, festhalten und in dieser bereits durchgeführte Modelle verlangen. Vorerst aber soll ein allgemeiner Wettbewerb als sogenannte Vorkonkurrenz unter der gesammten deutschen Künstlerchaft ausgeschrieben werden und es mögen in dieser nur Ideen-angaben und Skizzen, plastische, nicht zeichnerische, eingereicht werden. In dieser Vorkonkurrenz sollen etwa 10 Preise von je 300 M. für ansprechende Arbeiten ausgesetzt werden, ein Drittel der übrigen eingelieferten Entwürfe aber mit einem Vorbererkantz als denkwürdige Anerkennung prämiert werden. Nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Ideenfülle soll dann eine engerer Konkurrenz ausgeschrieben werden.“ Gleichzeitig mit der Bildhauervereinigung hat sich übrigens auch die Vereinigung Berliner Architekten mit der Denkmalsfrage beschäftigt und die gleichen Vorschläge wie die Bildhauer dem Komitee unterbreitet. —

— In Alaska bestehen, wie der „Globe“ berichtet, 17 Tages-schulen, die von der Regierung unterhalten werden. Das Erziehungs-bureau in Washington besoldet den Lehrer und sorgt für Heizung und Beleuchtung; für Schulhaus und Einrichtung hat die Bevölkerung zu sorgen. 1030 Kinder wurden darin unterrichtet. Außerdem haben die verschiedenen Missionen noch 24 Schulen mit 900 Schülern. —

— Ein altes Kaufmannsbuch, das für die Sprach-, Handels- und Fabrikgeschichte Südfrankreichs gleich wichtig ist, hat nach einer Mitteilung des „Centralblattes für Bibliotheksweisen“ Paul Meyer in Forcalquier gefunden. Es ist das dortige Handelsregister des Tuchhändlers und Notars Ugo Terah aus den Jahren 1330—32. Es finden sich auch Eintragungen jüdischer Kaufleute in ihm. Das Buch ist jetzt veröffentlicht. —

— Den Entdeckern des Chinins, Pelletier (gestorben 1842) und Caventon (gestorben 1877), die im Jahre 1820 das Chinin aus der Chinarrinde zuerst in reiner Form dargestellt haben, soll im Jahre 1900 in Paris gelegentlich des internationalen Pharmaceuten-Kongresses ein Denkmal gesetzt werden. —

— Der österreichische Militärballon „Hungaria“, der bei den Simultanfahrten am 24. März unbemannt mit Registrierapparaten vom Wiener Arsenal aufgestiegen ist, ist am selben Tage abends bei Lublin im russischen Gouvernement gleichen Namens, über 900 Kilometer in gerader Luftlinie von Wien entfernt, niedergegangen. —